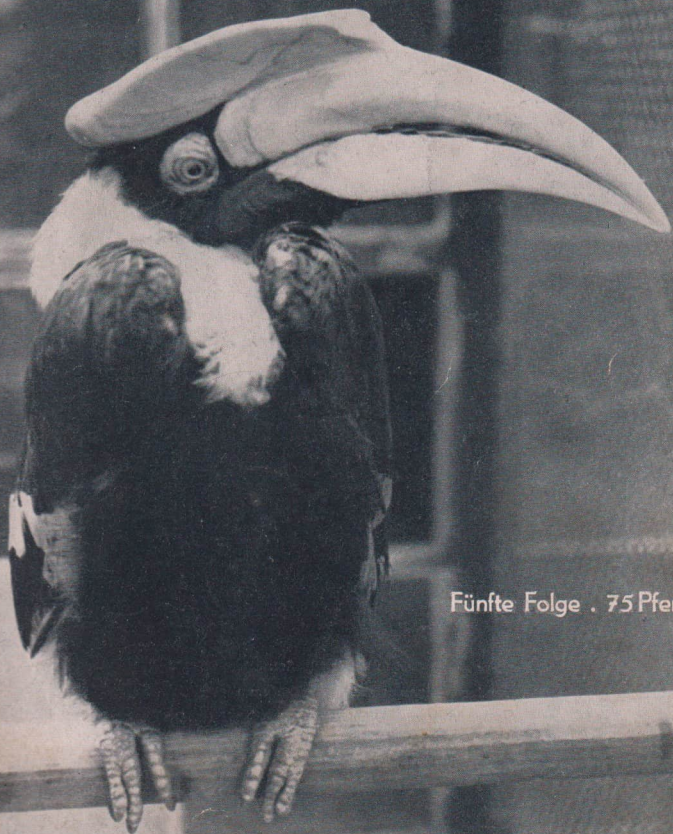


Der Zoodirektor erzählt



Fünfte Folge . 75 Pfennig

Herausgeber: Zoologischer Garten Dresden

Druck: Union Verlag und Druckerei (VOB) Dresden - VOB Union

„Contax D“, eine Kleinbildspiegelreflex
mit besonderer Eignung für Tieraufnahmen

Aufnahmen: Wolfgang Ullrich (12), Kurt Wolf (1), Dr. Grzimek (1)

III-9-19 It 17183-55 20 355 251



Der Zoodirektor erzählt

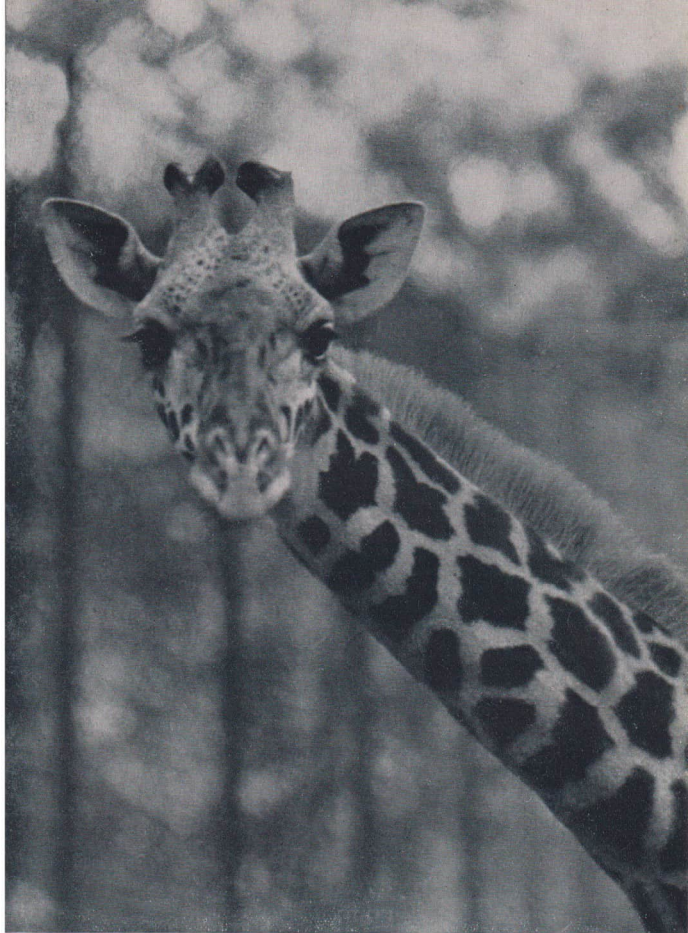
von Wolfgang Ullrich

Direktor des Zoologischen Gartens Dresden

Inhalt	Zoologische Gärten und ihre Geschichte
	Mit der Kamera durch den Dresdner Zoo
	Ich kaufte Schimpansen und Seelöwen
	Tiere, die in Herden leben
	Von seltsamen Käuzen und Geiern
	Webervögel im Hochzeitskleid
	Braunbären feiern wieder Hochzeit
	Von Tiermüttern und ihren Kindern
	Von Löwenkindern und Löwenmüttern
	Die gefährlichste Giftschlange der Erde
	Was Tierfreunde fragen
	Tod ohne Startverbot
	Albert und Clärchen im Schnee

Zoologische Gärten und ihre Geschichte

Im „Buch der Lieder“ spricht Konfutsse von einem Garten, in dem Vögel und anderes Getier zu sehen sind. Diese Andeutung ist der älteste Nachweis für einen Tiergarten, den wir in der Geschichte der Menschheit haben. Sicherlich handelt es sich dabei nicht um einen Zoologischen Garten, wie wir ihn gewohnt sind. Wahrscheinlich war es mehr eine parkartige Anlage, in der auch verschiedene Tiere gehalten wurden. Der Name dieses Parkes lautete „Garten der Intelligenz“. Neben dieser Nachricht aus dem alten China, 500 v. Chr., haben wir auch noch andere Spuren, die sogar eine Wildtierhaltung in der Steinzeit vermuten lassen. Nach diesen Spuren ist vom Eiszeitmenschen der Höhlenbär in Gruben gehalten worden. Für den ersten Augenblick klingt eine derartige Annahme höchst unwahrscheinlich. Warum sollte der Steinzeitmensch ausgerechnet den riesigen Höhlenbären, der mindestens doppelt so groß wie unser heute lebender Braunbär wurde, in Gefangenschaft gehalten haben? Konnte er sich nicht ein harmloseres Tier als lebenden Fleischvorrat halten? Wahrscheinlich handelt es sich gar nicht um einen lebenden Fleischvorrat, sondern vielmehr um ein Opfertier, das den Dämonen dargebracht werden sollte. Zu diesem Zweck konnte das Tier gar nicht kräftig genug sein, denn die Kraft war es ja, die man durch die Opferhandlung auf den gütigen Dämon übertragen wollte. Diese Schlußfolgerung ziehen wir aus den kultischen Bräuchen der heute noch lebenden Naturvölker. Auch sie wählen starke Tiere für diesen Kultus aus. Wie weit der Glaube, daß die Kraft eines Lebewesens auf Menschen und Dämonen übertragen werden kann, verbreitet ist, beweist die Tatsache, daß verschiedene Negerstämme Afrikas mit besonderer Vorliebe das Herz des Elefanten essen, weil sie glauben, daß dieses Herz der Träger der Kraft dieses Riesen ist. Bengt Berg berichtet von einem Inder, der schwer an Malaria erkrankte. Die



Im Jahre 1826 reiste eine Giraffe mit einem Schiff von Ägypten nach Marseille und von dort zu Fuß nach Paris

ihm gereichte Medizin lehnte er ab, weil er an ihre Heilkraft nicht glaubte. Um wieder stark zu werden, wollte er das Herz des großen Tigers essen, den Berg erlegt hatte. Als er aber an den Kadaver des Tigers kam, war das Herz bereits von anderen Eingeborenen geholt worden. Traurig ging er in seine Hütte zurück. Am nächsten Tag war er tot. Neben seinem Nachtlager stand die unberührte Medizin des weißen Mannes, an die er nicht geglaubt hatte, die ihm aber sicher Heilung gebracht hätte. Wenn wir weiter im Geschichtsbuch der Entwicklung der Zoologischen Gärten blättern, treffen wir auf die Schaukämpfe im alten Rom. Allerdings diente das Tier hier lediglich der Stillung des Sensationshungers. Caligula ließ an einem Tag 400 Bären gegen Gladiatoren kämpfen. Unter Gordian dem Ersten wurden an einem Tag 200 Damhirsche, 30 Wildpferde, 100 Wildschafe, 10 Elche, 100 kyprische Stiere, 300 Strauße, 30 Wildesel, 150 Wildschweine, 200 Steinböcke und 200 Antilopen in der Arena hingeschlachtet. Mit dem Beginn des Mittelalters werden auch in Deutschland Wildtiere in Gefangenschaft gehalten. Besonders die Klöster beherbergten innerhalb ihrer Mauern allerhand einheimische Wildtiere, und das Wildkaninchen wird von den Mönchen zum Haustier gewandelt. Auf den Burgen entstehen Bärenzwinger, die Stadtgräben werden zu Hirschgräben umgewandelt. Zu den italienischen Fürstenhöfen des Mittelalters gehören auch Menagerien, in denen besonders seltene exotische Tiere gezeigt werden. Man will seiner Macht und seinem Reichtum nicht zuletzt durch den Besitz von Tieren Ausdruck verleihen. Die Bezeichnung „Thiergart“ tritt erstmalig im Jahre 1451 auf, womit ein Garten, der in Stuttgart unterhalb der Burg liegt, bezeichnet wird. Zu gleicher Zeit entsteht auf französischem Boden die Menagerie Ludwigs des XIV. in Versailles, die im Jahre 1794 nach dem Jardin des Plantes in Paris verlegt wird. Nicht nur der bekannte Naturwissenschaftler Cuvier trieb hier seine zoologischen Studien, sondern auch der Begründer der Abstammungslehre: Lamarck. Die Menagerie wurde somit zur Forschungsstätte. Im Jahre 1826 schenkt der Pascha von Ägypten dem Jardin des Plantes eine Giraffe. Das Tier wurde auf dem Nil nach Alexandrien gebracht. Von dort aus mußte es die Seereise nach Marseille antreten. Drei Kühe wurden mit an Bord genommen. Sie sollten die Milch für die noch jugendliche Giraffe spenden. Im November 1826 traf das Tier in Marseille ein. Der Winter nahte mit großen Schritten. An einen weiteren Transport konnte zu dieser Jahreszeit nicht mehr gedacht werden. Am 20. Mai 1827 konnte endlich der Fußmarsch nach Paris begonnen werden. Die Giraffe kam gut in Paris an. Noch am Ausgang des 18. Jahrhunderts wird der Zoologische Garten zu Schönbrunn gegründet, und der erste deutsche Zoo öffnet im Jahre 1844 seine Pforten in Berlin. Er ist aus der bereits 1671 im Berliner Tiergarten angelegten Fasanerie hervorgegangen, und kein Geringerer als Alexander von Humboldt hat sich für den Bau eines Zoos in Berlin stark eingesetzt. Siebzehn Jahre später hat auch Dresden seinen Zoo, der neben den Zoos von Berlin, Köln und Frankfurt am Main der älteste Deutschlands ist. War die Tierhaltung also im Altertum und Mittelalter aus der sensationellen Schaulust oder dem düsteren Trieb der Fürsten und Könige, ihre Macht und ihren Reichtum zu dokumentieren, geboren worden, so dienen die Zoologischen Gärten heute der Wissensvermittlung, der Volksbildung und der Forschung. Diese Aufgaben zu erfüllen, wird unser ganzes Bestreben sein.

Mit der Kamera durch den Dresdner Zoo

Der Regen im Mai hat die Knospen der Sträucher und Bäume aufplatzen lassen und den ganzen Garten in ein frisches Grün gehüllt. Jetzt ist die Jahreszeit günstig, um durch den Zoologischen Garten zu wandern, den Tieren bei ihrem Tun und Treiben zuzuschauen und sich dabei zu entspannen. Wie aber gehe ich durch den Zoologischen Garten spazieren, so daß ich möglichst interessante Beobachtungen machen kann? Zu einem ausgiebigen Zoobesuch reicht ein Tag kaum. Es lohnt sich deshalb, schon in den frühen Morgenstunden aufzubrechen — die Kamera nicht vergessen! — und bei Öffnung des Gartens um 8 Uhr das Zoogelände zu betreten. Die Tierpfleger sind dabei, die Häuser zu öffnen und die Tiere in ihre Freigehege hinauszulassen. Im Galopp rennen die Zebras durch das Gehege. Spielerisch beißt der Hengst nach der Stute, die sich mit Hufschlägen und Bocksprüngen den Aufdringlichkeiten ihres Gefährten entzieht. Dabei stößt sie leise flehende Töne aus, die man während der anderen Tageszeit von den gestreiften Wildpferden kaum hört. Im Nachbargehege „vertreten sich die Känguruhs die Beine“. In eleganten Sprüngen hüpfen sie durch das Gehege, verharren hin und wieder, um zu ihren Nachbarn hinüberzuschauen oder ein Grashälmmchen zu verzehren, das sich während der Nacht durch die Sanddecke gebohrt hat.

Im Elefantenhaus wird das Nachtlager unserer Carla, ein dickes Polster aus Stroh, vom Tierpfleger beiseite geräumt. In einem Leiterwagen fährt der Wärter das Frühstück für seinen Dickhäuter heran: Quetschhafer, Möhren, Rüben und Brote. Aber auch die von Carla so geliebte große Morgenwäsche steht bevor. Quietschend läßt sie sich von ihrem Pfleger abspritzen und nach dem Waschen mit Drahtbürsten die Haut bearbeiten. Wird schließlich die große Tür zum Freigehege geöffnet, so eilt sie hinaus und wirft sich mit dem Rüssel Sand über den Rücken.

Noch ist der Morgen etwas kühl, und es tut gut, sich im Aquarium — wo ständig tropische Temperatur herrscht — aufzuwärmen. Jetzt sind auch die meisten der sonst sehr trägen Reptilien munter. Züngelnd kriecht die gefährliche Speikobra durch ihr Terrarium, und wenn wir vor die Glasscheibe treten, richtet sie sich auf, spreizt ihr Halsschild und spuckt oft sogar das gefährliche Gift gegen die vermeintlichen Angreifer. Die kleinen Gifftropfen treffen auf die Scheibe und kristallisieren dort. Bei der Säuberung des Terrariums wird — allerdings unter Abwesenheit von Besuchern — durch einen Fangkasten die Kobra aus ihrem Terrarium herausgenommen, und dabei werden auch die Giftkristalle abgekratzt, in ein Gläschen gefüllt und zur Herstellung eines Serums nach einem Serum-institut geschickt.

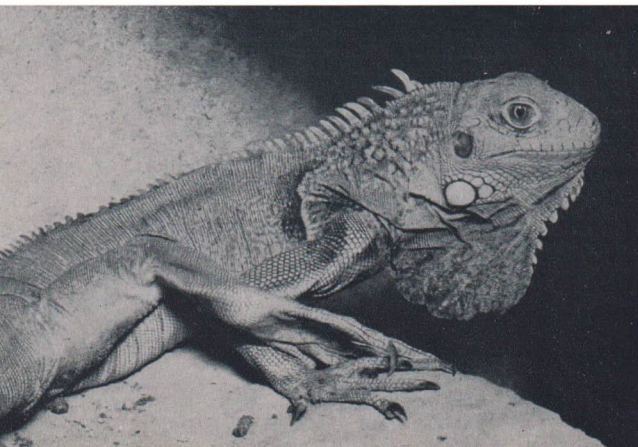
Inzwischen ist zu dem Chamäleon und den Schleuderschwänzen ein Schwarm Fliegen gesetzt worden. Langsam, ein Bein vor das andere setzend, klettert das Chamäleon auf einen großen „Brummer“ zu. Dabei rollen die kleinen Augen nach allen Seiten und suchen die Umgebung nach weiterer Beute ab. Blitzschnell, unser Auge kann es kaum wahrnehmen, schnellt die Zunge, die einundeinhalbmal so lang ist wie der ganze Körper dieses seltsamen Tieres, heraus und trifft die Fliege. Das Insekt bleibt an dem kolbenartig verdickten Ende der Zunge kleben und wird in das geöffnete Maul gezogen.

Schnell noch ein Blick in das Aquarium des Hechtes. Auch er bekommt sein Frühstück in Form eines lebenden Fisches soeben zugeteilt. Ruhig steht er im Wasser. Nur die Flossen bewegen sich leicht. Plötzlich aber schnellert er vor und packt sein Opfer. Er hat den Fisch quer im Maul und dreht ihn mit kurzen ruckartigen Bewegungen, bis er den Kopf faßt, um ihn dann mit einigen Schnappbewegungen hinunterzuschlucken.

Inzwischen ist die Sonne höher gestiegen. Bei einer Tasse Kaffee in der HO-Gaststätte wird in den Fotoapparat ein Farbfilm eingelegt, denn in den späten Vormittagsstunden ist das günstigste Licht, um Farbaufnahmen zu machen. Sie geben uns später die Möglichkeit, in der Familie den Zoo-besuch noch einmal zu erleben.

Schon klingt vom Robbenteich das „Gauksen“ der Seelöwen herüber. Die Fütterung dieser „Räuber des Meeres“ muß man miterleben. Aber nicht vergessen mindestens eine Zweihundertstelsekunde Belichtungszeit einzustellen, denn die Bewegungen der flinken Seelöwen auf der Jagd nach den vom Tierpfleger weit in das Becken hinausgeworfenen Fischen sind so schnell, daß man sie mit längeren Belichtungszeiten nicht mehr erfassen kann. Anschließend wird der Pinguin gefüttert. Schon von weitem begrüßt er mit dumpfen Tönen seinen Wärter. Kaum zu glauben, daß ein ganzer großer Hering den kleinen Schlund hinabrutscht. Nicht weit vom Pinguinschwimmbecken ist das Freilandterrarium, wo die warmen Sonnenstrahlen die einheimischen Schlangen und Eidechsen aus ihren Schlupfwinkeln herausgelockt haben. Die Ringelnattern machen jetzt Jagd auf Frösche. Langsam gleiten sie durch das Gras zum Ufer des Tümpels, wo die Frösche hocken. Einen kurzen Augenblick verharrt die Natter und stößt dann blitzschnell nach vorn. Aber daneben! Im letzten Moment hat der Frosch den Feind bemerkt und sich mit einem großen Satz ins kühle Naß gerettet. Lange bleibt er untergetaucht. Die Schlange jedoch gibt die Jagd nicht auf. Bald hat sie ein neues Beutetier entdeckt, und diesmal hat sie Glück. Weit dehnt sich das Schlangenmaul, wenn der Frosch hinuntergeschlungen wird. Bis zum Mittagessen ist noch Zeit zu den Rhesusaffen zu gehen, die sich in

Im Terrarium ist der Grüne Leguan aus den Urwäldern des Amazonasgebietes untergebracht



der Sonne liegend gegenseitig die salzig schmeckenden Hautschuppen ablesen. Auf einer Bank sitzend, kann man hier dem Spiel der ruhelosen Jungaffen zuschauen und auch im Zooführer blättern, um sich über die Heimat und die Lebensweise der Zootiere zu informieren. Vom Raubtierhaus klingt das Gebrüll der Löwen und von der Stelzvogelwiese das Trompeten der Kraniche herüber. Ja — es gibt noch so viel zu sehen, zu erleben im Zoo, daß wahrhaftig ein Tag kaum reicht.

Ich kaufte Schimpansen und Seelöwen

Ich bin von einer kleinen Reise nach Westdeutschland zurückgekehrt, die zum Ziel hatte, Tiere für den Dresdner Zoologischen Garten bei der bekannten Tierhandelsfirma Ruhe in Hannover einzukaufen. Angebote liegen natürlich jederzeit genügend vor. Fast jede Woche erhalten wir große Listen von Tierfängern und Tierhändlern aus aller Welt, auf denen vom Elefant bis zum Ohrenigel alles angeboten wird, was das Herz eines Tierfreundes wie auch Zoologen erfreuen könnte. Aber so einfach, wie man sich das oft vorstellt, nach Liste das eine oder andere Tier zu bestellen, ist der Kauf von Wildtieren nicht. Man muß unbedingt die Tiere sehen, muß feststellen, ob sie gesund und im guten Futterzustand sind und vor allem, ob sie sich bereits an das Leben in der Gefangenschaft gewöhnt haben. Wichtig ist auch zu wissen, ob sie schon gezüchtet haben und in welchem Alter sie sich befinden. Um all diese Fragen zu klären, setzte ich mich also in den Interzonenzug und fuhr nach Hannover, von wo ja auch unsere Elefantenkuh Carla stammt. Eins aber stand schon im voraus für mich fest, daß ich unbedingt versuchen würde, Seelöwen und Schimpansen zu kaufen. Erstere, weil unser großer Seelöwenteich schon seit Jahren verwaist ist und die Zoobesucher immer wieder nach dieser Robbenart fragen, letztere, weil ich nun einmal eine große Liebe zu Affen und besonders zu Menschenaffen habe. Diese Zuneigung war bei meinem letzten Besuch im Zoologischen Garten in Frankfurt a. M. noch erheblich verstärkt worden. Als ich nämlich vor der Wohnungstür des Zoodirektors von Frankfurt, Dr. Grzimek, stand, war ich einigermaßen überrascht, als auf mein Klingeln hin mir ein Schimpanse die Tür öffnete, mir die Hand zum Gruße reichte und in geradezu verblüffender Selbstverständlichkeit die Tür hinter mir zuschlug. Es hätte mich nicht verwundert, wenn mir der Menschenaffe auch noch Mantel und Hut abgenommen hätte. Aber das tat er nicht. In den zwei Tagen meines Besuches hatte ich jedoch noch viele andere Erlebnisse, von denen ich hier nur einige erzählen möchte. Vier Schimpansen werden in der Wohnung des Zoodirektors völlig frei gehalten. Da es noch junge Tiere sind, klettern sie gern an den Besuchern hoch, um sich, wie sie es auch in freier Wildbahn mit ihrer Mutter tun, anzuklammern. Am Abend kam noch ein Arzt, kein Tierarzt, sondern ein Humanmediziner, um seine behaarten Patienten zu besuchen. Da einer der vier „Lausejungen“ eine Zahnfleischerkrankung hatte, wurden die Mäuler aller vier mit einer Tinktur eingepinselt, die wie im Wasser aufgelöster Tintensift aussah. Offensichtlich hatten die Schimpansen ihren Spaß daran, denn sie ließen diese Prozedur mit größter Ruhe über sich ergehen. Nur hätte man die Tinktur besser verstecken sollen. Als ich nämlich am nächsten



Aka, das Schimpansenmädchen, hatte mich offensichtlich in ihr kleines Affenherz geschlossen, denn zu jeder Mahlzeit saß sie auf meinem Schoß. Rechts Dr. Grzimek mit seiner Gattin (Foto Dr. Grzimek)

Morgen mit meinen freundlichen Gastgebern am Frühstückstisch saß, sagte plötzlich Frau Grzimek: „Die Schimpansen sind so auffallend ruhig. Ich muß doch einmal sehen, was die Racker schon wieder ausfressen.“ Kaum war sie aus dem Zimmer gegangen, als wir sie schon tüchtig schelten hörten und zwei Schimpansen mit lila-blaubemaltem Gesichtern in das Zimmer stürzten. Sie hatten bei ihrer Exkursion durch die Wohnung im Badezimmer die Tinktur entdeckt und waren nun daran gegangen, zur Verschönerung der Wohnung beizutragen. Zuerst hatten sie sich die Wände vorgenommen und ausgiebig mit der Zahnmedizin bemalt. Als ihnen das überdrüssig wurde, hatten sie sich gegenseitig angepinselt und sahen nun wie die Siouxindianer kurz vor einem Kriegszug aus.

Nur ungern nahm ich von der gastfreundlichen Familie und den ebenso freundlichen Schimpansen Abschied. Gleichzeitig beschloß ich aber, im nächsten Jahr Schimpansen auch für den Dresdner Zoo zu kaufen und damit die alte Dresdner Tradition, die Menschenaffenforschung, wieder aufleben zu lassen. Dieser Plan konnte verwirklicht werden. Ich habe zwei Schimpansen gekauft, ein Pärchen noch im Kindheitsalter und völlig zahm. Es sind prächtige Tiere. Sie sind durchleuchtet worden, um festzustellen, ob sie an Tbc leiden und sie sind entwurmt. Auch haben sie schon eine zahnärztliche Behandlung hinter sich, denn bei dem weiblichen Tier lockerten sich die Milchzähne nicht so, wie es wünschenswert gewesen wäre, damit das neue Gebiß nachstoßen kann, und deshalb mußten

zwei Milchzähne gezogen werden. Jetzt warte ich also nur noch auf die Nachricht aus Hannover, daß der Tiertransport abgehen kann. Nachts träume ich nur noch von Schimpansen, von zerrissenen Gardinen, ausgeschütteten Tintenfassern, zerbrochenem Porzellan und in ihre Bestandteile zerlegte Stühle, denn während der ersten Zeit ihrer Anwesenheit in Dresden müssen sie die Nächte in meiner Wohnung verbringen, bis eine Menschenaffenstation, die wärmebeständig ist, aufgebaut wird. Ich habe natürlich nicht nur Schimpansen und Seelöwen gekauft, nein, auch Zebras, Flamingos und ..., aber ich möchte nicht zuviel verraten.

Tiere, die in Herden leben

Genauso wie ein Tierkörper aus einer Vielheit von Zellen, Geweben und Organen besteht, die Bausteine des Ganzen sind, genauso ist auch das einzelne Lebewesen, das Individuum, Baustein einer höheren Einheit, des Verbandes, der durch den Trieb zur Geselligkeit, zum Leben in der Gemeinschaft in sich gefestigt wird. Der Zweck, der dabei von der Natur verfolgt wird, kann ganz verschieden sein. So können sich Tiere der gleichen, wie auch der verschiedensten Arten, Gattungen und Familien zusammenfinden, weil sie die Feinde eher entdecken und sich in der Gemeinschaft ihrer besser erwehren können. Das mag auch der Grund dafür sein, daß sich die fliegenden Hunde, wenn die kurze Dämmerung der tropischen Nacht hereinbricht, zur Schlafgemeinschaft zusammenfinden und die Zugvögel eine Wandergemeinschaft bilden, wenn sie beim Nahen des Winters ihre große Reise nach den wärmeren Ländern antreten. So hat das bekannte Sprichwort, daß hundert Augen mehr als nur zwei sehen, auch bei den Tieren Gültigkeit. Dagegen wird der leichtere Erwerb der Nahrung für die Jagdgesellschaften der Hyänenhunde, der Junglöwen, der Wölfe und Schakale ausschlaggebend sein.

Es lohnt durchaus, sich einen solchen Schutz- und Trutzverband einmal etwas näher zu betrachten. Wählen wir uns dafür den Rothirsch aus, der keineswegs in seiner Biologie so gut bekannt ist, wie man meinen könnte. Wer sich nur einmal die Mühe macht, sich an einem stark besuchten Sonntag an das Hirschgehege im Zoologischen Garten zu stellen und auf die Äußerungen der Besucher zu lauschen, der wird überrascht sein, was er da alles zu hören bekommt. Die Hirschkühe werden mit Rehen verwechselt, die Rehböcke dagegen als Hirsche angesprochen. Über den Ablauf des Geweihwechsels sind die wenigsten informiert und für viele Besucher ist überhaupt die Tatsache, daß der Hirsch jedes Jahr im Februar oder März sein Geweih abwirft und bis Juli wieder ein neues aufbaut, völlig überraschend. Wer aber ist das Leittier im Hirschrudel? Natürlich der Hirsch, werden die meisten antworten. Das aber ist gerade falsch, denn nur während der Brunstzeit, also nur im Oktober, gesellt sich der Hirsch zu den Hirschkühen und lebt mit ihnen im Verband, während der anderen Zeit des Jahres zieht er einzeln oder in kleinen Männerverbänden durch die Wälder. Eine Hirschkuh ist somit das Leittier des Hirschrudels. Auch wenn junge männliche Tiere mit im Rudel gehen. Es sind nämlich die ein- bis zweijährigen Söhne der Hirschkühe, die sich lediglich noch nicht vom „Schürzenband“ ihrer Mütter trennen konnten. Später aber

gehen sie ebenfalls ihre eigenen Wege und bilden einen Jungmännerverband. In diesem Zusammenhang dürfte es auch interessant sein, wie sich Hirsche verhalten, die das ganze Jahr über mit Hirschkühen zusammengehalten werden, wie das in vielen Zoologischen Gärten geschieht. So bösartig der Hirsch während der Brunstzeit auch ist, der in jedem Wärter sofort einen Rivalen sieht, den er angreift, so überläßt er die Verteidigung des Rudels während der übrigen Zeit des Jahres, genau so wie in freier Wildbahn, der Leitkuh. Ich habe diese Tatsache einmal genau überprüft. Ein Wolfsspitz, den ich an das Hirschgehege heranführte, wurde sofort von der Hirschkuh angenommen. Beim Anblick des Hundes stellte sie die Lauscher nach vorn und trollte im eleganten Trab heran. In angespannter Haltung stand sie am Gitter, bereit, mit den Vorderhufen auszukeilen, wenn der Wolfsspitz es wagen sollte, sich ihr oder dem Rudel zu nähern.

Bei den Großrindern dagegen obliegt die Verteidigung der Herde den Bullen und älteren Weibchen. Die Jaks, Bisons und Moschusochsen bilden im Augenblick der Gefahr eine kreisförmige Abwehrfront. Hörner und stampfende Hufe werden dem Feind zugekehrt. In der Mitte dieser, einer Wagenburg sehr ähnlichen Verteidigungsordnung, befinden sich die trächtigen Weibchen und die Jungtiere. Gerade bei diesen Großrindern wird die Bedeutung der Herde für den Schutz des Lebens eines jeden einzelnen Mitglieds der Gemeinschaft deutlich. Ein Moschusochse oder ein Bison

Herdentiere in Gefangenschaft einzeln zu halten ist unbiologisch. Deshalb wurde im Dresdner Zoologischen Garten aus Kamelen, Wasserbüffeln und Eseln eine Herde gebildet



allein wäre trotz seiner enormen Körperkräfte einem anstürmenden Wolfsrudel gegenüber wehrlos. Auch die Flucht könnte ihn nicht aus dem Bereich dieser unermüdblichen Läufer bringen, die oft in einer Winternacht 70 Kilometer zurücklegen.

Aber auch der Verband der Wölfe erfüllt einen ähnlichen Zweck. Der einzeln jagende Wolf hätte wenig Aussicht, eine größere Beute zu machen. Ihm würden nur kleinere Nager oder krankes Wild zum Opfer fallen, zu wenig um zu leben, zu viel um zu verhungern. Der Verband aber, die große Jagdgemeinschaft, macht sie alle stark. Jetzt können sie mit Erfolg den wehrhaften Elch stellen, der mit seinen Schalen so furchtbare Schläge austeilt, daß die Hirnkapsel des Wolfes wie Glas zerspringt. Dem Ansturm von 20 graubepelzten Jägern aber ist er nicht gewachsen.

Wurde auch das Beutetier gemeinsam gestellt und zu Boden gerissen, so beginnt doch unmittelbar danach der Streit um den fettesten Bissen, noch ehe die Augen des Tieres gebrochen sind. Die Vereinigung der Wölfe zu einem Jagdverband bekommt einen Knacks. In jedem Wolf wird jetzt der Trieb wach, seine Beute gegen jeden zu verteidigen, der Kampf beginnt unter denen zu toben, die noch eben zu Erlangung ihres Zieles so unzertrennlich waren.

Von seltsamen Käuzen und Geiern

Wer in den späten Abendstunden in der Nähe des Zoologischen Gartens vorbeigeht, wird nicht selten das „Kiwitt-Kiwitt“ der Waldkäuze aus dem Halbdunkel herübertönen hören. Während die Eulen tagsüber ruhig auf ihren Sitzstangen oder in Steinhöhlen hocken, die Augen geschlossen, das Gefieder leicht aufgeplustert und den Kopf der Frühlingssonne zugewendet, werden sie in der Dämmerung munter. Aber auch am Tage können Eulen sehen und sind keineswegs blind, wie die Fabel es berichtet. Sie benutzen nur den Tag, um zu schlafen. In der Dämmerung werden sie auch in freier Wildbahn beweglich, streichen in geräuschlosem Flug dicht über den Boden dahin und spähen mit ihren großen Augen, die auch bei geringem Licht noch sehr scharf sehen, nach Beute aus. Auch die Ohren der Eulen beteiligen sich beim Auffinden der Nahrung. Während den meisten Vögeln Ohrmuscheln fehlen, sitzt an der Ohröffnung der Eulen eine bewegliche Klappe, deren Rand mit Federn besetzt ist. Diese Klappe kann die Ohröffnung verschließen, kann sich aber auch aufrichten und als Schalltrichter das Gehör verstärken.

Vor zwei Jahren legten die Schleiereulen im Dresdner Zoo Eier, brachen jedoch leider schon nach kurzer Zeit das Brüten ab, so daß es nicht zum Ausschlüpfen der Jungen kam. Ein Nest errichtet die Schleiereule nicht, sondern legt die Eier auf den nackten Boden, wie sie es auch auf den Böden der Kirchen, in Ruinen und alten Gemäuern tut, die sie in freier Wildbahn bewohnt.

Jedes Jahr werden zahlreiche junge Eulen verschiedener Arten im Dresdner Zoologischen Garten eingeliefert. Sie wurden von Kindern gefunden, nachdem sie aus dem Nest gefallen waren oder einen zu frühen Flug gewagt hatten, der ihnen noch nicht gelang. Diese Jungvögel werden von den Tierpflegern liebevoll aufgezogen, und wenn sie flügge sind, wieder freigelassen,

denn Eulen sind sehr nützliche Vögel. Vertilgen sie doch in erster Linie Mäuse und helfen damit bei der Vernichtung dieser Schädlinge. Die unverdaulichen Reste, wie Fell und Knochen, würgen die Eulen wieder hoch und geben sie als längliche Ballen, Gewölle genannt, von sich. Dieses Ausspeien der Gewölle nehmen die Eulen an ganz bestimmten Plätzen vor, die sie zu diesem Zweck immer wieder aufsuchen. Durch Untersuchung der Gewölle ist es dem Zoologen möglich, sich ein umfassendes Bild von den Beutetieren zu machen, die den Jägern der Dämmerung zum Opfer fallen.

Mit dem letzten Tiertransport kamen auch Schmutz- und Kahlkopfgeier mit, die jetzt den großen Flugkäfig bewohnen. Während die Kahlkopfgeier meist auf den Ästen der Bäume hocken und gemeinsam mit den Gänse-



*Große nackte Hautlappen
an beiden Seiten des Kopfes
haben dem Ohrengeier
zu seinem Namen verholfen*

*Eine junge Waldohreule
Sie wird im Zoologischen Garten
aufgezogen,
und wenn sie flügge ist,
wieder fliegen gelassen*



geiern in den späten Nachmittagsstunden oder morgens zeitig zu den Tierkadavern kommen, um ihren Hunger zu stillen, läuft der Schmutzgeier den ganzen Tag auf dem Boden umher, zupft an einem verdorrten Stück Fleisch, hackt auf der Pferderippe herum, die der Tierpfleger als Futter in den Käfig geworfen hat, oder sucht unter Grasballen mit seinem langen, vorn stark eingebogenem Schnabel nach Nahrung.

Auch in der Geschichte des Altertums spielt der Schmutzgeier eine Rolle. In den ägyptischen Bauwerken ist sein Bildnis oft zu finden und als „Henne der Pharaonen“, wie der Schmutzgeier auch genannt wird, wurden ihm sogar Ehrungen zuteil, denn er war das Symbol der Elternliebe. Die Geier sind in den tropischen Ländern unentbehrlich, werden sie doch mit Recht als Sanitätspolizei bezeichnet. Ihnen ist es zu verdanken, daß

Tierkadaver und Abfälle, die in den heißen Ländern einer schnellen Verwesung ausgesetzt sind, schon in kurzer Zeit hinweggeräumt werden. So bildet die Hauptnahrung für den Schmutzgeier in Afrika der Menschenkot. Die unverwendbaren Überreste der Schlachttiere, die der Fleischer achtlos wegwirft, sind für ihn ebenso eine Delikatesse, wie die toten Fische am Strand.

In Tibets Bergen werden — so ist es der Brauch mancher Völkerstämme — sogar die Leichen den Geiern zum Fraß vorgeworfen. Sie gelten als Boten des Seelenreiches und sollen die Seelen ins Jenseits tragen. Die Geier werden also von den Menschen ihrer Heimatgebiete durchaus geschätzt, oft sogar verehrt — und die Abscheu, die viele unserer Menschen vor den großen Raubvögeln haben, ist unbegründet.

Erstmalig seit Bestehen des Dresdner Zoologischen Gartens sind die Kahlkopfgeier zu sehen. Indien ist ihre Heimat. Große Teile des Halses und der Kopf sind völlig nackt. An beiden Seiten des kahlen Kopfes hängen große Ohrlappen herab, die dieser Geierart ein seltsames Aussehen verleihen, weshalb sie auch zu der Gattung Ohrengerier gehören. In starker Erregung können sich diese nackten Stellen blutrot färben, wie wir es in ähnlicher Art auch vom Truthahn kennen. Diese seltsamen Vögel sitzen meist auf den Ästen der Kastanien, die im Flugkäfig wachsen, breiten ihre Flügel weit aus und fangen die warmen Strahlen der Sonne auf.

Webervögel im Hochzeitskleid

Wer in den Augusttagen das Vogelhaus des Dresdner Zoologischen Gartens betritt, wird erstaunt sein, daß er in einer Voliere, wo noch vor wenigen Wochen kleine unscheinbar braungefärbte Singvögel umherflogen, jetzt herrlich bunte Vögel antrifft, die sehr geschäftig eine Pflanzenfaser nach der anderen herbeitragen, um sie zu kunstvollen Nestern zu verweben. Aber diese in grellem Orangerot glänzenden Vögel sind keine neuen Arten, wie man meinen könnte, sondern sind dieselben, die noch vor kurzer Zeit das erdfarbene Kleid trugen. Webervögel werden sie genannt. Sie haben ihr Hochzeitskleid angelegt. Diese kleinen Erbauer kunstvoller Nester sind den Finken nahe verwandt und werden in Mittelafrica genauso gefunden, wie in Indien und auf den Inseln des Indischen Meeres. Es ist eine Eigenart von ihnen, in großen Kolonien zu brüten. Oft tragen die Bäume, die sich die Webervögel für ihren Nestbau ausgesucht haben, bis zu hundert Nester, mitunter sogar mehr.

Als Baumaterial verwenden sie in freier Wildbahn Grashalme oder Blattrippen. Die meisten Arten der Webervögel bauen ihre Nester als kleine langgezogene oder kugelförmige Hängenster, die sich in Form einer Eingangsröhre nach unten öffnen. Mitunter wird das Nistmaterial so dicht verflochten, daß die Neger Afrikas die Nester als Siebe verwenden können. Andere Arten wiederum kleiden den Boden des Nestes mit Lehm aus und beschweren damit ihre kleine Wohnung, die sonst allzuleicht vom Wind hin und her geschüttelt werden kann.

Am meisten von all den vielen Webervogelarten, die in der Voliere vereint sind, fällt der bereits genannte Feuerweber auf, der wegen seines herrlichen Hochzeitskleides auch Orangevogel genannt wird. Wenn die Brutzeit naht, verwandelt sich das Männchen nicht nur in der Farbe, sondern auch in

der Form vollständig. Brust und Bauch färben sich tiefschwarz, während Kopf, Hals, Rücken und Schwanzfedern orangerot erglänzen. Die Federn liegen jetzt nicht mehr glatt am Körper, sondern stehen wie aufgeplustert ab und verwandeln den herrlichen Vogel in einen samtartigen weichen Ball, aus dem nur der kleine Schnabel und die zierlichen Beine heraus schauen. Es ist wahrhaftig nicht verwunderlich, daß die Zoobesucher lange Zeit vor der Voliere stehen, um den bunten kleinen Geschöpfen bei ihrem Nestbau zuzusehen.

Die anscheinend bestehende Harmonie in der Voliere der Webervögel, denn Zank und Streit gibt es fast nie, wird jedoch mitunter gestört. Während nämlich die fleißigen Nestbauer dabei sind, Hälmchen, die ihnen die Tierpflegerin in ihren Käfig gegeben hat, vom Boden aufzulesen und herbeizutragen, machen es sich andere viel bequemer. Sie fliegen zu den im Bau befindlichen Nestern und stehlen sich aus ihnen ihr Nistmaterial. Manche gehen sogar noch weiter und versuchen, die Nester zu beziehen, die andere mühselig erbauten.

Mit dem Hochzeitskleid des Feuerwebers ist jedoch die Farben- und Formeneigentümlichkeit dieser Vogelfamilie noch keineswegs gekennzeichnet. Wenn man staunend vor dem Käfig steht, weiß man nicht, ob man die Farbenpracht des Orangevogels oder die langen eleganten Schwanzfedern der Paradieswitwe mehr bewundern soll. Diese schwarz gefärbten, den Schwanzfedern des Hahnes ähnlichen Federn, erreichen das Anderthalbfache der Länge des ganzen Vogels. Mittelfrika ist die Heimat der Paradieswitwe, die ihr Prachtkleid während der vier Monate dauernden Regenzeit trägt.

Ich könnte an dieser Stelle noch die bunten Federkleider der vielen anderen Arten nennen, die sich in dieser Voliere befinden: der Zebrafinken, Reisvögel, Astrilden und Amadinen. Immer wieder ist man erstaunt über den Farbenreichtum, den die Natur ihren gefiederten Kindern tropischer Länder schenkt. Während in unseren Regionen mehr graue und braune Töne vorherrschen, schillern und glänzen die Farben der exotischen Vögel auffallend und erregen immer wieder die Verwunderung der Bewohner nordischer Länder. Gerade das Vogelhaus gibt uns hier einen, wenn auch nur kleinen Überblick. Hellgrün strahlt das Gefieder der Singittiche, blutigrot von grellen gelben und blauen Tönen unterbrochen ist das Federkleid der Rosellasittiche, tiefschwarz dagegen der Körper des Riesenpfefferfressers, unterbrochen von strahlendweißen Flecken und davon wieder in gelben und roten Farben abgesetzt: der riesige Schnabel. So könnte man stundenlang Beispiele aufzählen. Trotzdem aber werden diese Farben, wenn sie in ihre natürliche Umwelt gestellt sind, kaum wahrgenommen, wie das Tropenreisende übereinstimmend immer wieder berichten. Das ewig grüne Blättergewirr der feuchtheißen, tropischen Urwälder schluckt all diese Farbenpracht genauso wie der Sonnenglast überhitzte Steppen und Wüsten. Die buntesten Feder- oder auch Fellkleider werden in den Urwäldern angetroffen. In den Steppengebieten herrschen braune und gelbe Farbtöne vor, genauso wie bei den Tieren der Polargebiete weiße und graue Farben die Hauptrolle spielen.

Oft jedoch sind die farbenfreudigen Kleider der Tiere nur wenige Tage, Wochen oder höchstens Monate gebunden, an die Zeit der Kindheit, der Paarung oder Brut. Letztere stehen dann im Dienste der Erhaltung der Art. Sie garantieren das Erkennen und Zusammenfinden der Geschlechter.

Braunbären feiern wieder Hochzeit

Einer der Hauptanziehungspunkte für unsere Zoobesucher sind die jungen Braunbären, die von drei verschiedenen Müttern im Januar geboren wurden. Damit ist im Jahre 1954 seit Kriegsende zum erstenmal wieder im Dresdner Zoologischen Garten die Bärenzucht gelungen. Inzwischen sind sie von ihren Müttern getrennt und auf den Dressurplatz gebracht worden, wo sie unter der Anleitung unseres Tierlehrers und seiner Assistentin verschiedene Kunststückchen erlernen. Vorläufig gilt es erst einmal, sich an den Umgang mit Menschen zu gewöhnen und Gehorsam zu lernen. Dazu dienen auch die täglichen Spaziergänge, die sie mit ihren Pflegern durch den Zoo und die nähere Umgebung des Zoologischen Gartens machen. Schön an der Leine zu laufen ist die erste Aufgabe, die ihnen gestellt wird. Viel lieber spielen sie miteinander, wobei es recht kräftige Ohrfeigen setzt, denn junge Bären können schon gehörig beißen und kratzen, und davon machen sie auch bei ihren Balgereien untereinander Gebrauch. Auch heute noch ist der Braunbär in Europa verbreitet. Von Spanien bis Kamtschatka, von Lappland bis Libanon und im westlichen Himalaja sind Braunbären zu finden. Auch die meisten europäischen Gebirge werden von diesem schwersten europäischen Raubtier bewohnt, denn ein Raubtier ist der Bär, auch wenn er vorwiegend Pflanzenfresser ist. Seine Nahrung besteht aus Früchten aller Art, Heidelbeeren, den Beeren der Eberesche, Wurzeln, Kiefern Samen und an den Küsten sogar aus Seetang. Zum ausgesprochenen Fleischfresser wird er eigentlich nur im Frühjahr, wenn er sich von seinem Winterlager erhebt und für seinen hungrigen Magen nicht genügend pflanzliche Kost finden kann. Dann greift er auch Haustiere an und kann zum gefährlichen Räuber werden, wenn er über die Schaffherden herfällt. Auch Rinder und Pferde sind vor ihm nicht sicher. In Kamtschatka ist er zum Fischspezialisten geworden. An den Flüssen ist er nicht selten in Gruppen zu mehreren Stück anzutreffen und macht Jagd auf die Lachse, die den Fluß aufwärts wandern. Eine Frühjahrsspeise sind für den Bären auch die Weidenkätzchen, die er offensichtlich mit Vorliebe verpest. Im Zoologischen Garten erhält er vorwiegend Brot, Marmelade, Gemüse und hin und wieder Fleisch.

Im Gegensatz zum Braunbären ist der Eisbär ein ausgesprochener Fleischfresser, der nur selten einmal vegetarisch lebt. Seine Speisekarte ist vorwiegend aus Fischen, Robben, aber auch Rentieren, Eisfüchsen und verschiedenen Vögeln, besonders Eiderenten, deren Nester er sehr gern räubert, zusammengesetzt. Im Herbst geht der Eisbär an Land und nimmt dann auch Flechten, Blau- und Krähenbeeren zu sich. Eine Winterruhe, wie sie der Braunbär kennt, der bereits im Oktober sein Winterlager bezieht und oft vor April nicht wieder verläßt — in dieser Zeit lebt er von dem Fett, das er sich während der Herbstzeit besonders in der Rückengegend angespeichert hat —, hält der Eisbär nicht. Nur die tragende Bärin stellt sich eine Wochenstube her. In einen Schneehaufen gräbt sie einen etwa drei Meter langen und 70 Zentimeter breiten Gang, der sich schließlich zu einem kleinen Raum erweitert. Der Eingang zu der eigentlichen Wochenstube liegt höher als die Öffnung zu dem Gang, so daß die warme, hochsteigende Luft nicht durch den Eingang entweicht. Durch den Atem der Bärin vereist das Innere der Höhle und ähnelt dann sehr dem Innenraum der Eskimohäuser. Dort, in aller Abgeschlossenheit, bringt die Eis-

bärin ihre Jungen zur Welt. Meist hat sie Zwillinge. Die kleinen weißen Bärenkinder, die nur 600 Gramm wiegen und deren Augenlider vier Wochen lang verklebt bleiben, kommen zahnlos und mit einem dünnen Fell zur Welt. Sie werden von der Mutter, die auf der Seite liegt, auf den Arm genommen, das heißt, auf den Unterarm gelegt und mit der anderen Tatze zugedeckt. Den Abschluß nach der einen Seite bildet der mächtige Kopf der Bärin, die ihren warmen Atem über ihre winzigen Kinder streifen läßt. So liegen die kleinen Eisbären und schlafen oder trinken an den Zitzen der Mutter. Sehr lange — nämlich reichlich zwei Jahre — werden



*Das Porträt eines
riesigen Kadiakbären
vom Zoo Kopenhagen*

die Eisbärenkinder von ihrer Mutter betreut, so daß Eisbären in freier Wildbahn nur aller drei bis vier Jahre werfen.

Der Braunbär wirft ein bis fünf Junge, meist jedoch auch zwei. Diese kleinen Braunbärenkinder sind ebenso winzig wie ihre weißen Verwandten. Ihre Länge beträgt 25 Zentimeter. Auch sie sind bis zur fünften Woche blind und ganz auf die Fürsorge ihrer Mutter angewiesen. Interessant ist die große Variationsbreite der Tragzeiten. Die Trächtigkeit beim Braunbären kann 216 bis 262 Tage und beim Eisbären sogar 151 bis 260 Tage betragen.

Während der Braunbär in Gefangenschaft sehr leicht zur Fortpflanzung zu bringen ist und seine Jungen meist ohne Schwierigkeiten aufzieht, ist die Zucht von Eisbären bedeutend schwerer. Sehr wichtig dürfte dabei die gegen alle Störungen von außen abgeschirmte Wochenstube sein, die eine Eisbärenmutter unbedingt zur Aufzucht ihrer Kinder benötigt, denn völlige Abgeschiedenheit ist sie ja durch die Schneehöhle gewöhnt.

Im Mai und Juni feiern unsere Braunbären wieder Hochzeit. Wir können also hoffen, daß auch im nächsten Januar wieder kleine Bärenkinder zur Welt kommen werden.

Von Tiermüttern und ihren Kindern

Auch im Zoologischen Garten gehören die Geburten zu den freudigen Ereignissen. Wenn Zoo-Tiere sich fortpflanzen, beweisen sie uns, daß sie sich gut eingewöhnt haben, daß sie sich in Gefangenschaft wohlfühlen. Vor einigen Tagen hat „Walli“, eine Löwin, drei kleinen Löwenkindern das Leben geschenkt, und „Tenera“ wird in den nächsten Tagen werfen. Ihre Wochenstube hat diese Junglöwin längst bezogen, und wir hoffen, daß alles gut geht. Bei der ersten Geburt können nämlich oft Schwierigkeiten auftreten. Nicht selten haben die Mütter vor ihrem ersten Kind Angst, schlagen nach ihm oder fressen es sogar auf. Sie sind wahrscheinlich durch dieses Ereignis so erregt, daß sie ihr Kind als etwas Fremdes ansehen und deshalb auch ablehnen. Dieses rabenmütterliche Verhalten konnten wir im vergangenen Jahr bei unserer Kamelstute beobachten, die ihr Erstgeborenes ablehnte und sich wehrte, wenn es saugen wollte. Wie wird sich also „Tenera“, die schönste Löwin, die unser Zoologischer Garten besitzt, bei ihrer ersten Geburt benehmen?

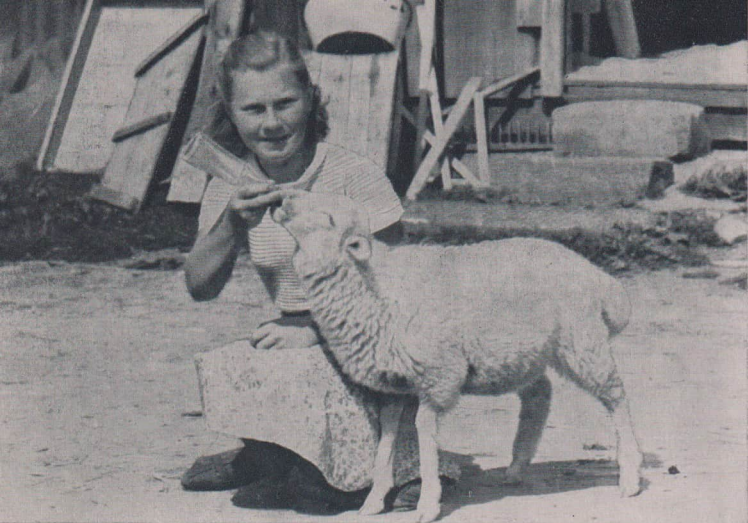
Die erste Handlung, die von den meisten Muttertieren vorgenommen wird, kurz nachdem das Kind zur Welt gekommen ist, besteht im Abnabeln und im Auffressen der Keimeshülle. Das Tierkind ist bei der Geburt in eine dünne Haut eingehüllt, die mit dem Fruchtwasser angefüllt ist. Würde es von der Haut nicht befreit, so müßte es ersticken, denn durch die Geburt wird es ja von der mütterlichen Versorgung mit Sauerstoff, der ihm durch das Blut zugeführt wird, abgeschnitten. Oft reißt die Fruchthülle schon bei der Geburt. Ist das jedoch nicht geschehen, so wird sie von der Mutter zerrissen und aufgefressen. Sogar Pflanzenfresser werden in diesem Augenblick zu „Fleischfressern“. Auch die Plazenta, die Nachgeburt, wird von den meisten Tiermüttern aufgefressen oder — wie es Menschenaffen tun — zumindest ausgesaugt. Wahrscheinlich nimmt die Tiermutter mit dieser Nachgeburt Hormone auf, die der Bildung von Milch sehr förderlich sind.

Während der ersten Minuten nach der Geburt sind viele Tierkinder noch sehr schwach. Hilflös liegen die Kinder der Wiederkäuer auf dem Boden und werden von ihrer Mutter trockengeleckt. Aber schon nach einer halben Stunde machen sie die ersten Versuche, sich aufzurichten, was ihnen meist nach einigen vergeblichen Anstrengungen gelingt. Dann aber suchen sie auch schon nach der mütterlichen Milchquelle. Immer wieder stoßen sie mit ihrem Mäulchen nach dem Bauch der Mutter, bis sie schließlich die Zitzen gefunden haben. Auch dieses Stoßen ist mehr als eine Suchbewegung, es ist eine Massage der Milchdrüsen, die den Milchfluß fördert. Hundekinder treten mit ihren kleinen Pfötchen in den Bauch der Mutter, und aus diesem Treten wird nach Meinung einiger Tierpsychologen das „Pfötchengeben“ der Hunde abgeleitet. Die Affenkinder dagegen werden von ihren Müttern an die Brust gelegt. Diese so sinnvoll erscheinenden Handlungen des Jungtieres wie auch der Mutter sind zum größten Teil Instinkthandlungen, also ererbte Handlungsfolgen.

Die eigenartigste Brutfürsorge ist bei den Beuteltieren zu bemerken. Ich habe schon in einem meiner früheren Berichte von der Aufzucht des Känguruhsäuglings im Beutel der Mutter erzählt. Hier sei deshalb nur ergänzend auf die Ernährung der Koalakinder hingewiesen. Dieser australische Beutelbär hat einen Beutel, dessen Öffnung nach unten gerichtet

Das halbwüchsige Känguruhkind versucht in den Beutel der Mutter zu kriechen. Der Schwanz und die Hinterbeine hängen noch aus dem Beutel heraus





Jedes Milchsaf wird mit der gleichen Liebe und Sorgfalt aufgezogen wie ein junger Löwe oder ein anderes wertvolles exotisches Tier

ist. Wenn nun das Koalakind sich von der Muttermilch entwöhnt, so schaut es aus dem Beutel heraus und wird durch Ausscheidungen des mütterlichen Darmes ernährt. Nur zu einer ganz bestimmten Zeit des Tages, die um die Mittagsstunden liegt, scheidet der Darm des Muttertieres einen dicken Brei aus, der sich aus vorverdauten Blättern des Eukalyptusbaumes zusammensetzt. Diese Eukalyptusblätter sind die Hauptnahrung der Koalas, eine Tatsache, die ihre Haltung in unseren Zoologischen Gärten unmöglich macht. Während der übrigen Zeit des Tages wird normaler Kot ausgeschieden.

Neben der Ernährung des Säuglings spielt auch die Körperpflege eine große Rolle. Junge Löwen werden geleckt. Dieses Lecken dient nicht nur der Säuberung des Felles, sondern ist auch gleichzeitig eine Bauchmassage, die der Verdauung sehr förderlich ist. Viele Wiederkäuer lecken ihrem Kind, während es saugt, den After ab und sorgen damit für die Entleerung des Darmes und der Blase. Wenn Löwenkinder künstlich aufgezogen werden, so gehört als Ersatz für das Lecken das Abreiben mit lauwarmen feuchten Tüchern zur täglichen Betreuung. So bringt jede Geburt im Zoo Freuden und Sorgen für alle Menschen, die sich um das Wohl ihrer Zöglinge bemühen.

Von Löwenkindern und Löwenmüttern

Als sich im August des Jahres 1863 im Dresdner Zoologischen Garten der Schieber eines Transportkäfigs öffnete, sprangen die beiden ersten Dresdner Löwen aus dem engen Verlies in ihr neues Heim und benutzten die ihnen gebotene Bewegungsfreiheit, um sich erst einmal in dem geräumigen Käfig auszutoben oder, wie wir sagen würden, die Beine zu vertreten. Auf dieses Löwenpaar setzte der damalige technische Leiter und erste Direktor des Dresdner Zoologischen Gartens, Schoepf, die große Hoffnung, daß sie zum Stammpaar einer Löwenzucht werden möchten. Die Hoffnung erfüllte sich allerdings nur teilweise. Nach einer Tragzeit von 110 Tagen warf die Löwin drei Junge. Aber zur Welt gebracht heißt noch lange nicht aufgezogen und am Leben erhalten. Die Löwenmama säugte ihre Jungen nicht, so daß zwei Löwenkinder kurz nach der Geburt starben, während das dritte der Rabenmutter noch rechtzeitig weggenommen und in die Schoepfsche Wohnung gebracht werden konnte, wo nunmehr eine Pinscherhündin als Amme die Aufzucht des Junglöwen übernahm. Aber das Leben des ersten in Dresden gezogenen Löwen währte nur kurze Zeit. Trotz liebevollster Pflege, die ihm besonders die Tochter Schoepfs angedeihen ließ, starb er mit dreiviertel Jahren. Als die gleiche Löwenmutter ihren zweiten Wurf zur Welt brachte, konnte keines der Jungtiere gerettet werden. Ehe man es verhindern konnte, wurden sie von ihrer eigenen Mutter aufgefressen. Damit waren die ersten Versuche, auch in Dresden Löwen in Gefangenschaft zur Fortpflanzung zu bringen und die Löwenkinder aufzuziehen, mißglückt. Woran es lag? Das ist heute schwer zu sagen. Löwen brauchen viel Ruhe, wenn sie Junge zur Welt gebracht haben, sonst besteht die Gefahr, daß sie entweder die Jungen nicht annehmen oder sie sogar auffressen. Aus diesem Grunde werden die Geburtszellen gebaut, die das Tier gegenüber dem Besucher völlig abschließen und vor jeglicher Störung schützen. Nur durch ein Guckloch, dessen Verschlusskappe aber ebenfalls von dem erfahrenen Tierpfleger unter Vermeidung jedes Geräusches hochgehoben wird, kann ein Blick in die mit Brettern verschlagene Wochenstube geworfen werden. Auch wird immer mit einigen Sorgen der erste Versuch unternommen, die Löwin in den Nebenkäfig zu locken, um sie dort zu tränken und zu füttern und in der Zwischenzeit den Geburtskäfig zu reinigen. Heute gehört es allerdings durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß Löwen sich in Gefangenschaft, ja oft sogar in den engen Zirkuswagen, die ihnen nur geringe Bewegungsfreiheit lassen, fortpflanzen und ihre Jungen ordentlich aufziehen. Junge Löwen sind ein großer Anziehungspunkt für die Besucher. Durch ihren unbeholfenen Gang und ihre, für den kleinen Körper verhältnismäßig großen tapsigen Pranken erwecken sie immer wieder die Heiterkeit der Zuschauer. Schon nach wenigen Wochen erregt jede Bewegung ihre Aufmerksamkeit, und nicht selten kann man beobachten, wie sie mit der schwarzbehaarten Schwanzquaste der Mutter spielen. Dann wieder ducken sie sich, um im nächsten Moment auf ihre Geschwister zu springen, und schließlich purzeln die kleinen Fellknäuel wild durcheinander.

Als im vorigen Jahre der Dresdner Zoologische Garten zum ersten Male wieder nach dem verhängnisvollen Bombenangriff des Jahres 1945 einen Fotelöwen besaß, der seit frühester Kindheit von der Mutter abgesetzt und mit der Milchflasche aufgezogen war, so daß er völlig handzahn

wurde und man mit ihm bedenkenlos auch die kleinsten Kinder fotografieren lassen konnte, wurde ihm seine Lust am Spiel eines Tages zum Verhängnis. Unter Aufsicht seines Fotografen tollte er auf einer Wiese in der Nähe des Ententeiches herum. Näherte sich unserer Roja, wie wir die Fotolöwin getauft hatten, ein ahnungsloses Entchen, so sprang sie mit großen Sätzen auf das erschreckte Tierchen zu, das sofort und stets mit Erfolg die Flucht ergriff, denn Roja war in ihren Angriffen noch viel zu unbeholfen. Bald hatten die gefiederten Bewohner unseres Teiches gemerkt, daß es auf dem Rasenstück, auf dem der Zoofotograf arbeitete, nicht geheuer war, und mieden in Zukunft diesen Teil des Geheges oder



*Keine Angst
vor kleinen Raubtieren
Der junge Löwe will nur
mit dem Rädchen spielen*

näherten sich ihm nur auf dem Wasser schwimmend. Als eines Tages wieder einige Enten herangepaddelt kamen und der Fotograf seiner Löwin gerade den Rücken zudrehte, sprang Roja auf die schwimmenden Enten zu und mit einem lauten Platsch mitten ins Wasser hinein. Hilflös paddelte sie in dem feuchten Element. Aber nur wenige Sekunden. Durch das platschende Geräusch erschreckt, war der Fotograf herumgefahren, warf beim Anblick seiner ängstlich rudern den Löwin die Leica ins Gras und sprang so, wie er gerade war, in den schlammigen Teich, um seine Roja zu retten. Pudelnäß entstiegen beide dem Weiher und hatten begreiflicherweise für den Spott nicht zu sorgen. Roja wurde abfrottelt und in warme Decken gepackt, bis sie wieder völlig trocken war. Neben ihr trockneten in der Sonne eine Hose und ein Oberhemd sowie eine Brieftasche mit Inhalt. Seitdem meidet sie die trügerisch spiegelnde Fläche des Wassers. Offensichtlich durch die Erfahrung zu der Erkenntnis gekommen, daß Wasser keine Balken hat.

Oft findet man auch, daß Junglöwen in engster Freundschaft mit Hunden aufgezogen werden. Dabei ist es überaus belustigend, den tollen Spielen zweier derartig ungleicher Freunde zuzuschauen. In wilder Jagd geht es über die Wiesen dahin, wobei der Hund stets der Flinkere und Gewandtere ist. Blitzschnell kommt er herangestürmt, kneift den tollpatschigen Löwen in die Nase oder schnappt nach dem Schwanz, und bevor die plumpe Pranke zum Schlag erhoben ist, hat der Hund bereits wieder das Weite gesucht. Diese Katzbalgereien sind eine gute Vorbereitung für die späteren Kämpfe, die besonders in der Brunstzeit zwischen den Mähnenlöwen um das Weibchen ausgetragen werden. Dabei ist es interessant, zu beobachten, wie die Verteidigungsstellung beim Spiel schon der späteren Abwehrstellung bei ersten Auseinandersetzungen entspricht. Auch Hauskatzen legen sich auf den Rücken und halten die krallenbewehrten Pfoten zur Abwehr bereit, wenn sie von einer anderen Katze angegriffen werden. Das gleiche tut auch der Löwe, Tiger, Leopard und Puma, jedoch scheint diese Form der Abwehr nur gegenüber Artgenossen angewendet zu werden. So ist auch das Jugendalter der großen Raubkatzen eine Vorbereitung für den Ernst des Lebens, der sie später im harten Kampf ums Dasein erwartet.

Die gefährlichste Giftschlange der Erde

Als das Terrarium des Dresdner Zoologischen Gartens durch eine Speikobra und einige andere Reptilien eine wertvolle Bereicherung erfuhr, war für die Erwerbung dieser überaus gefährlichen Giftschlange der immer wieder von den Zoobesuchern geäußerte Wunsch ausschlaggebend, Giftschlangen sehen zu können. Viele von den Besuchern, die vor dem Glasbehälter dieser Giftschlange stehen, werden die Mahnung „Bitte nicht an die Scheiben klopfen. Vorsicht, Lebensgefahr“, die auf einem Schild am Behälter vermerkt ist, für weit übertrieben halten oder gar als einen sensationellen Reklametrick ansehen. Aber dem ist nicht so, denn die südafrikanische Speikobra gehört zu den gefährlichsten Giftschlangen, die unsere Erde beherbergt. Sie übertragen ihr Gift nicht nur durch den Biß, der auch für den Menschen nach wenigen Minuten tödlich ist, sondern sie spucken dieses Gift auch über eine Entfernung von 3¼ Meter hinweg dem Angreifer ins Gesicht. In den frühen Morgenstunden ist die Speikobra

besonders lebendig. Dann nimmt sie auch gegenüber jedem Besucher, den sie hinter den Scheiben erblickt, ihre Abwehrstellung ein, das heißt, sie richtet ihren Vorderkörper auf und breitet ihren Halsschild aus. Wie leicht also könnte es passieren, daß bei einer starken Reizung des Tieres, wie etwa durch Klopfen an die Scheiben, die Kobra ihr Gift ausspuckt. Selbstverständlich könnte dem Besucher nichts geschehen. Aber das Gift würde an der Glasscheibe kristallisieren, bei Reinigung der Scheiben in Form von kleinsten Partikelchen in die Luft geraten und damit eine große Gefahr für den Tierpfleger bilden. Leicht geraten die Giftpartikelchen in die Augen und können zum völligen Erblinden führen, ja nicht nur zum Erblinden, denn wie die Erfahrung erwiesen hat, können solche Giftteilchen über das Auge auch in das Blut des Tierpflegers gelangen und zu einer Lebensgefahr für den Betroffenen werden. Deshalb also diese Mahnung am Behälter der Speikobra.

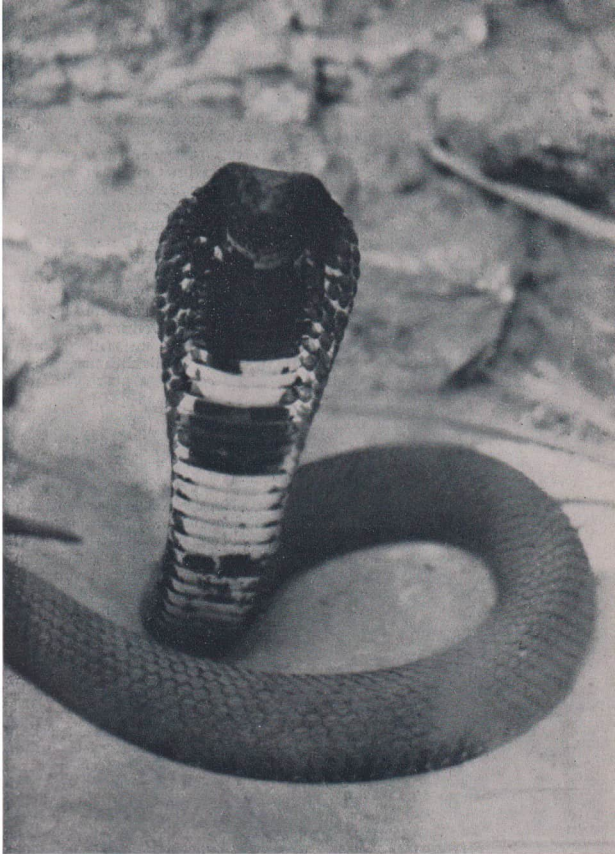
Auch das Verpacken und Aussetzen dieses Giftreptils war keine Kleinigkeit. In einem kleinen Holzkästchen, das nach oben mit einem engen Maschendraht abgeschlossen war, reiste die Kobra unter Begleitung eines Wärters nach Dresden. Aber schon beim Verpacken ereignete sich ein tragisch-komischer Zwischenfall. Als nämlich die Giftschlange sich in dem Kästchen befand, wurde mit einigen Nägeln der Deckel verschlossen. Plötzlich erlebte einer der Reptilien-Wärter und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Zu Tode erschrocken betrachtete er seinen Daumen, aus dem ein winzig-kleines Tröpfchen Blut quoll, wie nach einem Stich durch eine Nadel. Gebissen! Von der Kobra gebissen. Lange endlos scheinende Minuten vergingen — aber nichts trat ein. Kein Schwindelanfall, kein Erbrechen, kein Anschwellen der Bißwunde. Es war klar, die Verletzung stammte nicht von der Kobra, sondern vielmehr von einem überstehenden Drahtstückchen.

Selbstverständlich wird bei der Pflege und Fütterung dieser gefährlichen Giftschlange größte Vorsicht walten gelassen. Nur mit einem Gesichtsschutz versehen und durch dicke Handschuhe geschützt, öffnet der Tierpfleger die durch mehrere Schlösser geschützte Tür, um das Reptil herauszufangen und dann den Käfig zu säubern.

Gefüttert wird die Kobra, wie auch unsere anderen Giftschlangen, die Sandvipere und Kreuzotter, mit lebenden Tieren. Sie erhält weiße Mäuse, Ratten und Goldhamster. Ist ein Futtertier in den Behälter gesetzt worden, so richtet sich die Speikobra auf und stößt blitzschnell, so daß der Angriff vom menschlichen Auge kaum verfolgt werden kann, nach der Beute. Blitzschnell erfolgt auch der Biß. Die Wirkung ist überraschend. Die Maus oder Ratte zeigt vorerst keinerlei Anzeichen eines Schrecks oder einer Giftwirkung. Im Gegenteil, sie bleibt mitunter sogar ruhig an ihrem Platz, wenn die Kobra zustößt. Aber schon nach wenigen Sekunden geht ein Zittern durch den Körper des Tieres, woraufhin sofort der Tod eintritt. Die Schlange beachtet ihre Beute vorläufig nicht. Oft frißt sie das am Tage getötete Tier erst in der Nacht.

Wie oft hört man nun seitens der Besucher, daß es eine Tierquälerei sei und verboten werden müßte, lebende Tiere als Futter zu verwenden. Im Zoologischen Garten wird, soweit das überhaupt möglich ist, das Verfüttern lebender Tiere vermieden. Bei verschiedenen Reptilien jedoch, wie eben gerade bei Gift- und Riesenschlangen, ist es oft unvermeidlich, weil diese Tiere nur lebendes Futter annehmen. Eine tote Ratte regt in der

*Eine Speikobra
in Imponierhaltung
Deutlich ist der
ausgespreizte Halsschild
zu sehen*



Kobra die Freßlust nicht an, ja man kann wohl sagen, daß tote Tiere als Beute meist nicht erkannt werden. Gerade die Bewegung des Beutetieres spielt eine große Rolle bei der Nahrungsaufnahme dieser Schlangen, denn sie ist es, die dem Futtertier erst die Beutebedeutung im Umweltbild der Schlange gibt. Ist es nun aber für die Ratte eine Qual, wenn sie oft Stunden im Angesicht des Todes einer gefährlichen Giftschlange gegen-

übersteht? Diese Fragen zu beantworten, ist nicht schwierig. Wenn die Ratte Marterqualen und Todesängste ausstehen sollte, wie viele Besucher glauben, dann wäre es doch notwendig, daß sie sich ihrer gefährlichen Situation bewußt ist. Aber das muß gerade verneint werden. Die Ratte flieht kaum vor der Schlange. Ja im Gegenteil, sie legt sich in unmittelbarer Nähe ihrer Todfeindin zum Schlafen nieder. Sie ist sich also der großen Gefahr, in der sie schwebt, ebenso wenig bewußt, wie ein Kind, das im Walde eine Kreuzotter findet und mit ihr zu spielen beginnt. Eigentümlicherweise denken die Besucher auch nur an das „arme Mäuschen oder die bedauernswerte Ratte“ und nicht an die Schlange, die doch verhungern müßte, würden wir ihr kein lebendes Futter geben, und fragt man den entrüsteten Besucher, was er wohl am liebsten esse, dann antwortet er meist Schnitzel oder ein anderes Fleisch- oder Fischgericht. Die Diskussion erlischt dann sehr bald, wenn man ihn darauf aufmerksam macht, daß, um seinen Fleischbedarf zu stillen, auch Tiere ihr Leben lassen müssen und daß der Tod im Schlachthaus kaum schneller eintreten kann, als es durch den Biß einer Kobra geschieht.

Was Tierfreunde fragen

Fast täglich erreichen mich Briefe von Zoofreunden, die gern Antwort auf zoologische Fragen haben möchten. Dabei sind eine größere Anzahl von Fragen, die immer wiederkehren. Es scheint mir deshalb zweckvoll zu sein, sie hier zu beantworten. Viele Tierfreunde möchten wissen, wie lange ein Elefant trägt. Der Elefant hat eine Tragzeit von 20 bis 22 Monaten. Er bringt immer nur ein Junges zur Welt, Zwillingssgeburten sind noch nicht bekannt geworden. Oft ist der Elefant schon mit neun Jahren in Gefangenschaft fortpflanzungsfähig, in freier Wildbahn wahrscheinlich erst mit zwölf bis vierzehn Jahren. Sein durchschnittliches Alter liegt bei 45 bis 50 Jahren. Er kann aber auch 70 Jahre erreichen. Der sehr langen Tragzeit des Elefanten möchte ich die kurze Tragzeit des in letzter Zeit bekannt und beliebt gewordenen Goldhamsters entgegensetzen. Er braucht zur Entwicklung seines Embryos bis zur Geburt nur 16 Tage.

Eine zweite Frage, die nicht selten gestellt wird, befaßt sich mit den Schlangen: Sind Riesenschlangen giftig? Diese Frage muß mit Nein beantwortet werden. Unter Riesenschlangen verstehen wir eine Familie der Schlangen, die auch als Stummelfüßer bezeichnet werden, weil nämlich manche Vertreter dieser Familie noch kleine, äußerlich auch sichtbare Hinterbeinstummeln tragen. Die Angehörigen dieser Schlangenfamilie besitzen keine Giftdrüsen. In den Zoologischen Gärten werden meist die Tigerschlange, eine in Indien beheimatete Riesenschlange, und die Abottschlange, die Boa constrictor aus Südamerika, gezeigt. Beide Arten erreichen eine Länge von vier bis fünf Metern. Der Dresdner Zoo beherbergt eine Tigerschlange von 4,50 Meter und außerdem die selten gezeigte, wohl schönste Riesenschlangenart, die Teppichschlange aus Australien. Die größte Länge dürfte die südamerikanische Anakonda erreichen. Verschiedene Reisende wollen schon Exemplare von 13 bis 14 Meter Länge gesehen haben. Natürlich gibt es auch unter den Giftschlangen sehr große

Arten. Die Königshutschlange, eine der gefürchtetsten Giftschlangen Indiens, kann eine Länge von vier bis fünf Meter erreichen.

Viele Briefe beschäftigen sich mit unseren Menschenaffen, den Schimpansen. Deshalb sei hier auch einiges aus der Biologie der Schimpansen angeführt. Die Heimat des Schimpansen sind die Urwälder West- und Zentralafrikas. Wie auch die anderen Menschenaffen, Gorilla und Orang Utan, ist er ein Pflanzenfresser und ernährt sich in freier Wildbahn von Pflanzenstengeln, Blättern, Früchten und Wurzeln, wobei er sauer und bitter schmeckende pflanzliche Stoffe bevorzugt. In Gefangenschaft werden die Schimpansen mit Früchten und Gemüse verschiedener Art ernährt. Außerdem erhalten sie einen Milchbrei, hergestellt aus Milchpulver, damit die Gefahr, durch die Milch Tuberkulose zu übertragen, ausgeschaltet wird. Diese Milch und hin und wieder einmal ein Ei ist das einzige tierische Eiweiß, das unsere beiden Schimpansen zu sich nehmen. Die Tragzeit des Schimpansen liegt bei 230 Tagen. Es ist schon wiederholt gelungen, Schimpansen über mehrere Generationen hinweg in Gefangenschaft zu züchten.

Viele Tierfreunde interessiert es zu erfahren, ob der Schimpanse auch einen Blinddarm hat. Ja, der Schimpanse besitzt einen Blinddarm, und es kommt mitunter auch zu Blinddarmreizungen. Auch Geschwürkrankheiten treten bei Menschenaffen auf. Vor einigen Monaten ist in Amerika ein Gorilla einer Gehirnoperation unterzogen worden. Er hatte einen Tumor im Gehirn. Die Operation ist gelungen. Aus der Schweiz wird von einer Magenoperation bei einem Gorilla berichtet. Das Tier hatte einen Drehbleistift, mit dem es gern spielte, verschluckt. Die Röntgenaufnahme zeigte, daß der Fremdkörper im Magen lag und sich eine Operation dringend notwendig machte. Auch diese Magenoperation ist gelungen. Die erste Magenoperation an einem Gorilla jedoch wurde im Jahre 1933 im Krankenhaus Dresden-Friedrichstadt durchgeführt. Der Patient war das Gorillaweibchen Lolott vom Dresdner Zoo.

Es sei an dieser Stelle auch darauf hingewiesen, daß unser Schimpansenmädchen Tschita im Jahre 1954 zum erstenmal in Brunst gekommen ist. Sie macht sich durch das Anschwellen des Hinterteiles der Schimpansin deutlich bemerkbar. In einem Zyklus von 28 Tagen wiederholt sich dieser Vorgang. Jacky ist dagegen noch kindhaft. Es ist anzunehmen, daß Schimpansen in freier Wildbahn mit zehn Jahren ihre Geschlechtsreife erlangen.

Nicht selten kommen Anfragen, die sich mit der Fortpflanzung der Krokodile beschäftigen. Krokodile legen Eier, die etwa die Größe eines Gänseeies haben. Diese Eier werden in kleine Gruben am Ufer abgelegt und das Ausbrüten wird den warmen Strahlen der tropischen Sonne überlassen. Manche Krokodile bedecken ihr Gelege mit Sand oder Laub. Wenn die Jungen ausgekrochen sind, streben sie sofort zum Wasser hin. Krokodile geben auch Laute von sich. Die jungen Panzerechsen quaken wie Frösche, erwachsene Hechtalligatoren brüllen während der Brunst. Auch unser Hechtalligator „Max“ hat im Frühling oft den Brunst Ruf ausgestoßen. Das Durchschnittsalter der Panzerechsen liegt wahrscheinlich bei 60 bis 70 Jahren. Es sind aber auch Panzerechsen schon viele Jahre länger in Gefangenschaft gehalten worden. Vielleicht ist das Höchstalter bei 90 bis 100 Jahren zu suchen. Unser „Max“ befindet sich also in gutem Mittelalter, er ist jetzt ungefähr 37 Jahre alt.

Tod ohne Startverbot

Mit diesen Worten überschrieb eine Hamburger Tageszeitung „Die Zeit“ im Oktober vergangenen Jahres einen Aufsatz, der zum Schutze der Brandgänse, die durch Bombenabwürfe englischer Flugzeuge im Gebiete des Knechtsandes gefährdet wurden, aufrief. Es heißt in diesem Aufsatz wörtlich: „Und Tag und Nacht rauscht auch, seit der Große Knechtsand als Bombenziel der NATO-Luftstreitkräfte dient, der Tod geschwaderweise über ihnen. Im vorigen Jahr konnten die Bombenübungen mit Rücksicht auf die unter Naturschutz stehenden Vögel für die Dauer ihrer Hilflosigkeit (während der Mauser sind die Brandgänse flugunfähig) gestoppt werden. Deutsche und englische Ornithologen hatten sich mit Erfolg dafür eingesetzt. Vergebens waren ihre Anstrengungen in diesem Jahr. Die englischen Dienststellen verlangen handfeste Beweise für tatsächliche Verluste unter den Brandgänsen... Zu spät konnte Professor Drost, der Leiter der deutschen Zentralstelle für Seevogelschutz bei der Vogelwarte Helgoland, jetzt berichten, daß man allein in diesen Tagen neben zerfetzten Seehundsskeletten 3726 tote Brandgänse gezählt habe. Die Mauser der gefiederten Gäste hat sich in diesem Jahr verspätet. Man befürchtet daher Gesamtverluste von mehreren Zehntausenden, falls der Tod nicht doch noch Startverbot erhält.“ Diese Feststellungen sind erschütternd. Sie bedürfen wahrhaftig keines Kommentars. Die Zahlen selbst sind eine Anklage. Das aber ist nur eine Tierart, die der Vernichtung ausgesetzt ist. Viele anderen Tiere teilen dasselbe Schicksal. Wollen wir etwas Rückschau halten. Ist es nicht abstoßend zu lesen, wie in vergangenen Zeiten an den Fürstenthöfen „Jagden“ veranstaltet wurden. Hinter festen Zäunen sitzen die sogenannten Jäger und lassen sich das Wild zutreiben, das sie dann nur abzuschießen brauchen. Unter König August III. werden im Jahre 1752 bei einer Jagd 42 Wisente, 13 Elche und zwei Rehe niedergemetzelt. Im vergangenen Jahrhundert werden die Millionen zählenden Herden der Bisons in Nordamerika innerhalb weniger Jahre dahingeschlachtet. Damit wurde dem Indianer die Möglichkeit, sich zu kleiden und zu ernähren, genommen und auch er zum Aussterben verurteilt. Es ist dieselbe Zeit, da für Indianerskalps hohe Prämien gezahlt werden, wobei es gleich ist, ob diese „Trophäe“ von einem Mann, einer Frau oder einem Kind stammt. Ein amerikanischer General dieser Zeit empfiehlt sogar, den besten Bisonjägern eine Medaille zu verleihen, die einen verhungerten Indianer darstellt, denn durch nichts könnte man den Urbewohner des Landes empfindlicher treffen als durch die Ausrottung der Bisons. Später mußten hohe Summen aufgewendet werden, um die wenigen noch verbliebenen Bisons in Naturschutzparks zu erhalten und zur Vermehrung zu bringen.

Von den Panzernashörnern in Indien sind heute schätzungsweise noch 500 Stück am Leben und das Javanashorn ist vor wenigen Jahren wahrscheinlich völlig ausgerottet worden. Dasselbe Schicksal wird schon in nächster Zeit das Sumatranashorn teilen müssen, von dem es heute nur noch einzelne Tiere gibt. In der Mitte des vergangenen Jahrhunderts wird in Südafrika durch die Buren eine Zebraart, das Quagga, ausgerottet. Berberlöwen, die noch vor hundert Jahren nicht selten in Menagerien und Zirkussen zu sehen waren, gibt es heute in freier Wildbahn nicht mehr. In Australien lebt ein kleines Beuteltier, das als Vorbild für unsere Teddy-

bären gedient hat. Sein Pelz war begehrt und so kam es, daß im Laufe der letzten 30 Jahre 3 000 000 dieser kleinen lebenden Teddybären, der Koalas, ihr Leben lassen mußten. Die letzten Überlebenden werden heute geschützt und in Parks gehalten. In Zoologischen Gärten sind sie bis heute — außerhalb Australiens — noch nicht gezeigt worden, weil sich diese kleinen Beuteltiere nur von den Blättern der Eukalyptusbäume ernähren, die in unserem Klima nicht gedeihen.

Das sind nur wenige, aber sehr erschütternde Zahlen, die uns eindeutig zeigen, wie notwendig ein groß angelegter Schutz der Tiere auf unserer Erde ist. Dafür setzen sich in starkem Maße auch die Zoodirektoren ein. Neben diesen umfassenden Schutzmaßnahmen ist aber auch jedem einzelnen die Möglichkeit gegeben, seinen Beitrag zur Erhaltung unserer Tierwelt zu leisten. Es macht doch wahrhaftig wenig Mühe, die auch während des Winters bei uns verbleibenden Vögel zu füttern, für die Meisen Futterringe aufzuhängen oder im Garten kleine Futterhäuschen aufzubauen. Soviel fällt vom Tisch des Menschen immer ab, daß die gefiederten Bewohner unserer Heimat auch noch satt werden können. Denkt daran, daß sie uns nicht nur durch ihren Gesang und ihr munteres Wesen erfreuen, sondern vor allem auch große Vertilger schädlicher Insekten sind. Also — wie wäre es — wenn wir schon morgen mit dem Bau eines Futterhäuschens beginnen?

Und noch eine Bitte habe ich! Wenn im späten Frühjahr die Setzzeit der Rehe naht, dann sagt allen, die Wanderungen durch unsere Wälder machen, daß die Rehkitze, die sie dort mitunter finden, keinesfalls von ihrer Mutter verlassen worden sind und mitgenommen werden dürfen. Die Rehmutter bringt meist Zwillinge zur Welt, die sie in einem Abstand von 50 bis 100 Metern im Unterholz versteckt. Beim Nahen des Menschen zieht sie sich zurück. Das bedeutet jedoch keinesfalls, daß sie nicht wieder zu ihren Kindern zurückkehrt. Jährlich werden auf Grund dieser falschen Schlußfolgerungen zahlreiche Rehkinder mit der Milchflasche aufgezogen und, wenn sie erwachsen und die Böcke gefährlich sind, dem Zoo angeboten. Laßt sie bei ihrer Rehmutter im Wald. Sie sorgt schon gut für ihre Kinder.

So kann jeder von uns mithelfen, unsere einheimische Tierwelt zu schützen und zu erhalten.

Albert und Clärchen im Schnee

Als das Straußenpärchen Albert und Clärchen im Dresdner Zoo gegen Ende des Jahres 1954 eintraf, trugen sie noch ihr Jugendkleid, das sich jedoch schon in der Umfärbung befand. Inzwischen ist aus dem grauen Federkleid des Straußenhahnes ein schwarzes geworden, das am Schwanz und an den Rändern der Flügel mit großen weißen Federn gesäumt ist. Die Henne ist unscheinbar geblieben, denn das Jugendkleid des Straußes unterscheidet sich nicht wesentlich vom Federkleid der erwachsenen Straußenhenne. Aber auch die Farbe der Haut des Halses und der Beine des Hahnes hat sich gewandelt. Als Albert zu uns kam, waren der Hals hellgrau und die Beine grau. Seit etwa vier Wochen färben Hals und Beine zur roten Farbe um. Der Straußenhahn macht seinem Artnamen Rothalsstrauß alle Ehre.

Besonders interessant ist es, die beiden großen Vögel in den Morgenstunden zu beobachten. Wenn sie gegen neun Uhr aus dem Hufstierhaus in ihr Freigehege gelassen werden, laufen sie im schnellen Trab mehrere Runden. Dabei erhält man einen kleinen Eindruck von der Leistungsfähigkeit der kräftigen Straußenbeine, die diesen größten Vogel unserer Erde mit zu einem der schnellsten Läufer im Tierreich machen. Fliegen kann er natürlich nicht mehr. Dazu taugen die großen schlaffen Federn nicht. Aber bei der Werbung um das Weibchen, bei der Balz, spielen die Flügel eine große Rolle. Sie werden weit auseinandergefaltet und die ganze Pracht des Federkleides wird der Henne dargeboten.

Vorläufig hat aber Clärchen noch „den Pantoffel in der Hand“. Morgens läuft sie ungeduldig vor der Tür, die den Zugang zum Freigehege verschließt, auf und ab. Und wenn der Tierpfleger einmal später als gewöhnlich die Tür öffnet, weil der kalte Wind zu eilig weht, dann hat Albert nichts zu lachen. Ungeduldig treibt sie ihn im Stalle umher, stellt sich vor ihm mit lang ausgestrecktem Hals auf, öffnet den Schnabel und faucht ihn an. Zuerst antwortet er mit demselben Imponiergehabe. Wenn sie aber keine Ruhe läßt und ihn immer wieder anfaucht, dann streicht er die Segel ein und geht seiner streitbaren Ehegattin aus dem Wege.

Im Freigehege vollführen sie ihren Straußentanz. Mit den Füßen schnell den Boden tretend, drehen sie sich im Kreise. Die Flügel sind dabei abgespreizt. Es sieht aus, als würden sie einen Walzer tanzen.

In den Füßen liegt aber nicht nur die Kraft zu einer schnellen Flucht, sondern auch zu einer sehr wirkungsvollen Verteidigung. Die größte der beiden Zehen, auf denen der Strauß läuft, trägt einen langen gebogenen Nagel mit einer scharfen Spitze. Wehe dem, der mit diesem Nagel Bekanntheit macht. Mit einem Fußtritt kann der Leib des Feindes aufgerissen werden. So zweckmäßig auch der Vogel Strauß gebaut ist, zweckmäßig im Hinblick auf sein Leben in den trockenen Steppengebieten Afrikas, so seltsam sieht er doch aus. Über dem verhältnismäßig kräftigen Körper ragt der lange dünne Hals auf, der in dem kleinen Kopf endet. Ohren und Nase spielen bei ihm als Sinnesorgan eine geringe Rolle. Er ist in erster Linie ein Augentier. Große Augen sitzen in dem kleinen Kopf. Das obere Lid trägt sogar lange Wimpern, die dem Auge etwas Menschliches verleihen. So kann er von hoher Warte aus über das Steppengras hinweg Ausschau nach dem Löwen halten, der neben dem Leopard der Hauptfeind der afrikanischen Steppentiere ist.

Wenn Albert und Clärchen sich die Beine im Freigehege ausgiebig vertreten haben, dann wird es ihnen etwas kühl. Besonders die unbefiederten, völlig nackten Oberschenkel sind der Kälte ausgesetzt. Aber Abhilfe kann geschaffen werden. Sie lassen die Flügel etwas nach unten hängen, so daß die langen weißen Federn die Oberschenkel bedecken.

Diese langen weißen Federn sind es auch, die den Vogel Strauß in der Mode so bekannt gemacht haben. In Afrika, aber auch in Australien und Kalifornien, werden Strauße in großen Farmen gehalten. Jährlich einmal werden die Deckfedern der Flügel und des Schwanzes abgeschnitten. Eine Federernte ergibt bei jedem Strauß dreißig bis vierzig Federn.

Strauße in Gefangenschaft zu züchten gelingt nur selten. In letzter Zeit hat der Zoologische Garten in Basel eine gelungene Zucht von Straußen gemeldet. Das Ausbrüten der Eier wird von den Eltern gemeinsam durchgeführt. Tagsüber brütet die Henne, nachts der Hahn.

Wenn Albert und Clärchen auch noch verhältnismäßig jung sind, so hoffen wir doch, daß sie auch bei uns einmal Eier legen und hoffentlich auch ausbrüten. Dasselbe hoffen wir von den in Gefangenschaft gut züchtenden südamerikanischen Straußen, den Nandus. Schon jetzt bereiten wir für sie ein großes Gehege vor, das auch mit einigen Sträuchern bewachsen ist, hinter denen sie ungestört ihrem Brutgeschäft nachgehen können. Hoffen wir, daß uns der Osterhase recht viel Nandu- und Straußeneier verspricht. Die Lieferung könnten unsere Straußenvögel aus Afrika und Südamerika dann selbst übernehmen.

Albert, der Straußenhahn,
hat ein schwarzes
Federkleid angelegt
Auch im Winter
kann man ihn
und seine Straußenfrau
im Freigehege sehen
Mit den Deckfedern
der Flügel hüllt er die
nackten Oberschenkel ein



Erklärungen zu den Bildern

- Titelbild** Ein Nashornvogel aus den Urwäldern Borneos.
- Seite 3** Im Gegensatz zu seinem Verwandten in den Urwäldern des Kongogebietes, dem Okapi, ist die Giraffe ein Steppentier. Die bekannte Bauformel für Steppentiere, die Länge der Beine entspricht der Länge des Halses, ist auch bei ihr erfüllt.
- Seite 6** Leuchtend grün ist das Kleid dieser harmlosen, pflanzenfressenden Echse des feuchtheißen Regenwaldes Südamerikas. Im Blättermeer seiner Heimat ist sie kaum zu erkennen.
- Seite 8** Solange Schimpansen noch Kinder sind, zeigen sie sich verträglich und gewöhnen sich an den Umgang mit Menschen. In der Pubertätszeit jedoch, die mit dem siebenten Lebensjahr einsetzt, werden besonders die weiblichen Affen launisch und angriffslustig.
- Seite 10** Kamel und Esel sind Haustiere. Während die wilden Stammväter der Esel heute noch leben, sind die Ahnen der Kamele unbekannt.
- Seite 12** Der nackte oder nur dünnbefiederte Kopf und Hals erleichtert es den großen Aasfressern, in die Bauchhöhle der Tierleichen einzudringen.
- Seite 13** Die Eulen sind Nachtraubvögel. Es entspricht jedoch nicht den Tatsachen, daß sie tagsüber blind sind.
- Seite 17** Der Kadiakbär ist auf der Insel Kadiak und in Alaska beheimatet.
- Seite 19** Nach einer sehr kurzen Tragzeit von 4 bis 6 Wochen bringen die Kängurus ihre Jungen zur Welt und ziehen sie im Beutel auf.
- Seite 20** Die künstliche Aufzucht von Jungtieren, die von ihren Müttern nicht angenommen worden sind, gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Tierpfleger im Zoo.
- Seite 22** Im Alter von zehn Wochen werden die Löwenkinder von ihrer Mutter abgesetzt, wenn sie handzahn werden sollen.
- Seite 25** Das Spreizen des Halsschildes ist eine Drohgebärde der Kobra. Ähnlich spreizen auch Eulen ihre Federn ab und entfalten die Schwingen, wenn sie drohen.
- Seite 31** Der afrikanische Strauß ist der größte Vogel, der auf unserer Erde lebt. Seine Flugfähigkeit hat er verloren und ist zum Laufvogel geworden.
- Rückseite** Junger indischer Elefant.

